

Leisentritt, in Deutschland bekannt als der Verfasser des ersten deutschen Kirchenliederbuches, Domdekan des Domkapitels zu Bautzen, hat als erster seiner Zeit vor nahezu 400 Jahren einen Klageruf angestimmt über Deutschland. Im Stil der Lamentationen des Jeremias klagt er in der Sprache des humanistischen Lateins seiner Zeit über die Glaubensspaltung in Deutschland. „Deplo-ratio Germaniae“, so nennt er diesen Klageruf. „Bewe-inung Deutschlands.“ Dort sagt er: „Du unglückliches Deutschland. Du hast den nahtlosen Rock des Herrn zer-rissen, den selbst die Henker, die den Herrn kreuzigten, verschonten. Du hast die Einheit des Glaubens und des Friedens in der Kirche zerstört. Daher wirst du jetzt hin und her gerissen von wilden Streitereien. Du wirst zer-fleischt von erschreckenden Wirren. Oh, in welche Nacht und in welches Elend hat dich der Satan, der listige Be-trüger, gestürzt!“ Und dann ruft der Domdekan von Bautzen, dessen Land einst das klosterreichste Nord-deutschlands war, die Kirche von Trier an und ihre Heili-gen, die den Heiligen Rock bewachen. Er ruft an St. Mat-thias, St. Athanasius, er ruft an den Bischof Maternus, Eucharius, Valerius und schließlich den Bischof Paulinus: „Bittet für Deutschland, daß der nahtlose Rock unseres Herrn wieder in Ehren bei uns gezeigt werden kann!“ Und wir fügen hinzu: Betet um die Wiedervereinigung im Glauben! Betet um die Einheit der Christenheit! Betet im Sinne des Heiligen Vaters für das weltweite Konzil!

IV

Die Erneuerung der Liebe zu Christus, die reuevolle Klage über die Schuld, die in der Glaubensspaltung auf uns liegt, muß sich verbinden im Angesichte dieses Heiligen Gewandes mit dem Gebet: Per Christum Dominum nostrum. Durch unsern Herrn Jesus Christus. Wallfahrten heißt ja beten und opfern. Machen wir unser Gebet ernst und eindringlich durch die Opfer, die wir auf uns nehmen. Machen wir unser Opfer würdig durch das vertrauens-volle Gebet. Der Heilige Rock gemahnt uns an das Leiden des Herrn, denn er ist seiner Kleider ja beraubt worden vor der Kreuzigung. Wir wissen, daß alle Gnade aus dem segensreichen Leiden des Herrn kommt. In diesem Ver-

trauen beten wir um die Einheit des Glaubens in der wei-ten Welt. Wir wollen beten auch um die Rückkehr der abgefallenen Katholiken, die einst getauft und gefirmt worden sind, die einmal gestärkt wurden mit dem Brote des Lebens. Wer kennt nicht in seinem Umkreis, in seiner nächsten Verwandtschaft den einen oder anderen, dessen Gleichgültigkeit und Lauheit oder dessen Abfall vom Glauben ihn bedrückt. Wenn jeder von uns in jedem Jahr nur einen einzigen zurückgewinnen könnte, der doch zu uns gehört, wie würde das Reich Gottes bei uns nach zehn Jahren aussehen! Betet im Angesicht des Heiligen Rockes, daß der Ansturm des Unglaubens uns nicht überwältige! Daß unsere Liebe stärker sei als der Haß der Feinde Got-tes. Daß unser Glauben und unser Lieben den Sieg er-ringe über alle Gottlosigkeit und über jeden Menschen-haß. Betet, und ich darf euch als Bischof von Meißen be-sonders darum bitten, auch um die Wiedervereinigung unseres Vaterlandes. Möge Gott in diesen entscheidungs-vollen Wochen das Herz der Staatsmänner erleuchten. Wir kennen das Psalmenwort, das vor zweieinhalb Jahr-tausenden schon gebetet wurde: „O Gott, du lenkst die Herzen der Könige wie Wasserbäche.“ Wir kennen das andere Wort des Psalmisten: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, bauen die Bauleute vergebens“ (Ps. 126, 1). Das ist unser besonderer Dienst für Deutschland, wenn wir darum beten, daß beim Bau des einen neuen Deutsch-lands der Herr mitbauen möge. Vergeßt im Angesicht des Heiligen Rockes, dieses Symbols der Einheit, nicht unser zerrissenes, gespaltenes Vaterland.

All diese Bitten wollen wir hineinnehmen in das große eucharistische Dankgebet, das wir nun gemeinsam feiern wollen. Der Herr, der uns in diesem nahtlosen Rock ein Zeichen seiner menschlichen Nähe, seines Leidens und seiner Liebe, geschenkt hat, möge unsere Bitten zum Vater des Himmels emportragen in der heiligen Opferfeier, damit aus der Teilnahme an seinem Leibe und Blute Segen herabkomme über die Kirche von Trier und all ihre Gläubigen, über unser weites deutsches Vaterland, über das zerspaltene Europa, vor allem aber über die heilige Kirche Gottes mit ihrem Oberhirten, unserem Heiligen Vater, Papst Johannes XXIII. Amen.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Anklagen gegen Kirche und Christentum

In den letzten Jahren haben mehrere Veröffentlichungen in Deutschland Kritik an der Kirche und am Christentum geübt. Die Kritik kam teils von Gläubigen, teils von Nichtgläubigen. Sie richtet sich zum Teil gegen Erschei-nungen des kirchlichen Lebens, die ihre Ursache in menschlicher Unvollkommenheit der Christen haben, zum Teil aber auch gegen das Wesen der Kirche und ihre Leh-ren. Ihre Stimme hat bald den Klang herzlicher Teil-nahme, bald eine vernichtende Schärfe des Urteils. Bis-weilen beweist sie so viel Sachkenntnis und Verständnis, daß sich ein Gespräch anbahnen kann. In anderen Fällen beruht sie auf Voraussetzungen, die dafür keine Chance geben. Ihre Argumente sind teils alt und bekannt, teils neu; teils schwerwiegend, teils oberflächlich. Aber diese Unterscheidungen können nicht als das einzige

Kriterium dafür gelten, ob man die Kritik ernst nehmen oder überhaupt zur Kenntnis nehmen soll. Auch die ver-ständnislose oder gar feindselige Kritik, selbst wenn sie sich platter Argumente bedient und nebensächliche Dinge aufbauscht, muß beachtet werden, sobald sie an die Öffentlichkeit tritt. Die Veröffentlichung setzt ja voraus, daß die Kritiker ein Echo zu finden hoffen, weil sie den Stimmungen des Publikums Ausdruck zu geben meinen. Aus diesem Grunde, das heißt als Ausdruck latenter Ge-fühle, soll die Kritik hier dargestellt werden. Dabei wird nicht auf das theologische Gewicht geachtet, sondern auf den psychologischen Hintergrund; nicht auf den Wahr-heitsgehalt, sondern auf die Tendenz. Unser Bericht ver-zichtet also bewußt auf apologetische Auseinandersetzung. Es soll vielmehr nur einiges Material darüber gesammelt werden, welche Klagen und Anklagen heute umgehen und möglicherweise Glauben finden.

Hat das Christentum überhaupt noch eine Zukunft?

In die Stimmung der Zufriedenheit, mit der wir manchmal vom christlichen Abendland sprechen, platzt ein Buch des Münchener Rundfunkstudioleiters Gerhard Szczeny mit dem Titel: „Die Zukunft des Unglaubens“ (München 1958, Paul List Verlag). Der Autor sucht die These zu beweisen; daß die Zukunft einem Atheismus mit materialistischer Metaphysik und humanitärer Ethik gehören wird. Das Christentum sei unaufhaltsam im Abbau begriffen. Man könnte fragen, warum ein Mann, der nicht an Gott glaubt, sich mit dem Thema überhaupt beschäftigt. Szczeny antwortet mit zwei Gründen, und sie enthalten die ersten zwei Anklagen, die hier verzeichnet werden sollen:

Der Anspruch der Kirchen

Die christlichen Kirchen erheben im öffentlichen Leben einen kulturellen Machtanspruch, der in keinem Verhältnis steht zu der Zahl ihrer innerlich noch gläubigen Anhänger. Darin liege ein Unrecht. Schlimmer ist es aber, daß sie ihren Einfluß benutzen, um die Äußerung anderer weltanschaulicher Meinungen zu unterdrücken und zu diffamieren. Man kann sich nicht ohne persönliches Risiko öffentlich als Nichtchrist bekennen (was allerdings angesichts des keineswegs feindseligen Widerhalls, den Szczenys Buch in der Öffentlichkeit gefunden hat, als eine stark dramatisierte Behauptung angesehen werden darf). Nur wenige haben den Mut dazu oder können es sich leisten. Die Mehrzahl wählt den bequemen Weg des Konformismus. So zeigt unsere Gesellschaft ein heuchlerisches Gesicht. Die geistige Auseinandersetzung, die notwendig wäre, um dem gesellschaftlichen Gefüge inneren Halt zu geben, unterbleibt. Die Ideale sind zerbrochen, man hält sich an Konventionen. Diese morsche Gesellschaft, die die Kirchen konservieren helfen, ist den sozialen und politischen Entwicklungen der Zukunft nicht gewachsen.

Die Kirchen propagieren sodann die Meinung, daß der Mensch nur durch den christlichen Glauben seinem Leben Sinn und Wert verleihen könne. Sie suggerieren die Zwangsvorstellung, daß ein Atheist ein minderwertiges Subjekt sein müsse. Dadurch wird den Menschen, die den christlichen Glauben nicht mehr vollziehen können, moralisch das Rückgrat gebrochen. Sie werden entweder den Ersatzreligionen in die Arme getrieben oder verfallen einfach der Lebensgier. „Die Christen wissen sehr genau, daß ein menschenwürdiger Lebenswandel weder dieses noch jenes religiöse Bekenntnis voraussetzt. Sie sollten es daher verschmähen, die Verwirrung des modernen Menschen zu steigern, indem sie den Niedergang ihrer Religion mit dem Niedergang der Humanität gleichsetzen“ (218). Denn diese Behauptung kommt für diejenigen, die nun einmal nicht mehr glauben können, „der Aufforderung gleich, sich um keine humanen Ideale mehr zu kümmern“.

Das christliche Weltbild

Die Glaubensunfähigkeit einer zunehmenden großen Zahl unserer Zeitgenossen ist nach Meinung des Autors irreparabel. Sie beruht darauf, daß die christliche Offenbarung der Bibel nicht mehr imstande ist, eine Sinnbedeutung des Seins zu bieten, die dem Niveau heutiger Erkenntnis angemessen wäre. Das Christentum hat sich aus Gründen, die in dem Buch im einzelnen dargestellt wer-

den, zu früh auf einer noch allzu naiven Stufe menschlicher Erkenntnis auf ein Weltbild endgültig festgelegt. Der Gegensatz zwischen ihm und der Entwicklung der Wissenschaften, besonders der Naturwissenschaften, ist von Jahrhundert zu Jahrhundert tiefer geworden. In der Auseinandersetzung mit ihnen führt die Theologie seit langem nur noch Rückzugsgefechte; immer mehr wanken ihre zwei Grundprinzipien: die Ideen von einem persönlichen, in die Welt hineinwirkenden Gott und von einer Kanonisierung seiner Offenbarungen in heiligen Schriften. Das Christentum ist „der Prototyp einer gegenphilosophischen und gegenwissenschaftlichen Weltauffassung“ (58).

Eine Theologie, die von der Behauptung einer Offenbarung ausgeht, „ist keine Wissenschaft, sondern eine Art Dichtung, die damit beschäftigt ist, mit unbewiesenen und unbeweisbaren Spekulationen sich zu befassen und so zu verfahren, als wären es chemische Formeln. Die Vernunft hat nicht den geringsten Anlaß, sich von ihr verächtlich behandeln oder ins Bockshorn jagen zu lassen“ (151). Die Theologen, so meint Szczeny, mögen ruhig Betrachtungen über ein Jenseits anstellen. Sobald sie aber vorgeben, daß göttliche Kräfte aus dem Jenseits in unsere Welt hereinwirken, müssen sie sich eine Nachprüfung ihrer Behauptungen durch die Natur- und Geschichtswissenschaften gefallen lassen. „Das echte Wunder, das heißt die offensichtliche Aufhebung der naturgesetzlichen Kausalverknüpfungen wäre allein ein Existenznachweis des christlichen Gottes. Bisher sind solche Wunder aber nur denen begegnet, die daran glauben wollten“ (162).

Szczeny möchte kein Rationalist sein. Er sieht das Merkmal auch der neuzeitlichen Ersatzreligionen in dem Versuch, sich als „das geschlossene System einer rationalen Daseinsinterpretation“ auszugeben (105). Ideen, Vorentwürfe, Spekulationen, Glaubensüberzeugungen sind unentbehrlich. Aber „was von den Dingen und Zusammenhängen der Wirklichkeit bereits in seiner objektiven Struktur erfaßt ist, kann nicht mehr Gegenstand beliebiger Spekulationen sein“ (129). „Das Bewußtsein einer sehr großen Zahl von Menschen aller Schichten und Bildungsstufen hat sich im Verlauf der letzten hundert Jahre so mit Erfahrungstatsachen angefüllt, daß Glaubensvorstellungen, die etwas Widersprechendes lehren, nicht mehr angenommen werden“ (123). Sie werden hingenommen als Dichtungen, denen möglicherweise ein tieferer Sinn innewohnt, aber nicht mehr als Tatsächlichkeiten.

Dieses Urteil trifft nicht nur die christliche Dogmatik, sondern auch die Ethik. „Gebote wirken nur so lange humanisierend, als man die Existenz und Autorität dessen, der sie erläßt, nicht in Zweifel zieht“ (190). Auch inhaltlich ist die christliche Ethik utopisch. Der Beweis dafür wird allein schon erbracht durch die „bemerkenswerte Unfähigkeit der Christen, ein ‚wahrhaft christliches‘ Leben zu führen“ (52). Szczeny exemplifiziert diese Behauptung u. a. an der christlichen Sexual- und Ehemoral. Diese utopische Moral hat gefährliche Wirkungen. Der moderne Mensch ist entschlossen, seine sittlichen Entscheidungen auf Grund eigener Einsicht zu treffen. Wer ihm uneinsichtige Normen aufzwingt, treibt ihn in die Opposition eines bewußten Immoralismus. Das zu verhindern, sind nur solche Leitbilder imstande, die den Überzeugungen, Erfahrungen und Empfindungen derjenigen Menschen entsprechen, für die sie aufgestellt werden. Ein krampf-

haftes Festhalten an Geboten, die innerlich nicht mehr akzeptiert werden, und gar der Versuch, sie in Staatsgesetzen oder gesellschaftlichen Tabus zu sanktionieren, verhindert nicht, sondern fördert nur die moralische Dekadenz. So ist das Christentum nach Szczesny nicht etwa eine erhaltende Kraft, geschweige denn eine fördernde Macht der europäischen Kultur, sondern mitschuldig an ihrer Zersetzung.

Es gehört nicht zum Thema dieses Berichtes, die Weltanschauung und Moral eines „nachchristlichen“ Zeitalters, deren Entwurf der Verfasser vorgelegt hat, darzustellen. Doch ist einiges darüber zu sagen, wie das Buch aufgenommen wurde. Die deutsche Presse hat ihm erhebliches Interesse entgegengebracht.

Presseecho auf ein kritisches Buch

Die Kritik hat dem Verfasser zugestanden, daß das Abendland, seine Staaten und Gesellschaftsstrukturen, seine Völker oder doch die Mehrzahl seiner Bewohner den Beinamen „christlich“ wohl kaum mehr wirklich mit innerer Berechtigung führen. „Vom christlichen Abendland“, so schrieb die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (26. 3. 1959), „wird eigentlich nur noch in den schrumpfenden Provinzen eines allzu bürgerlichen Kulturchristentums mit falschem konservativem Zungenschlag gesprochen; der Begriff hat sich von innen entleert und von außen abgenutzt.“ Aber die Zeitung fügt mit Recht hinzu: „Eine solche Feststellung läuft nicht auf dasselbe hinaus wie Szczesnys These des definitiven Glaubensverlustes.“ Wer in die europäische Geschichte zurückblickt, wird in ihr verschiedene Zeiträume entdecken, in denen der Zerfall des christlichen Glaubens unaufhaltsam zu sein schien und die von religiöser Gleichgültigkeit geradezu überdeckt wurden. Aber nie ging der christliche Glaube „definitiv“ unter; jedesmal folgte eine Epoche zu seiner inneren Erneuerung. Deshalb hat die Hypothese Szczesnys die geschichtliche Erfahrung nicht auf ihrer Seite. Dagegen wird anerkannt, daß sein Buch in beredter Form ein weitverbreitetes Unbehagen an einer Kultur ausdrückt, die unter dem Attribut „christlich“ oder „christlich-demokratisch“ sich zu Unrecht mit dem Christentum, d. h. der christlichen Offenbarung identifiziert, glorifiziert und propagiert. In der „Süddeutschen Zeitung“ (25. 10. 58) wird die „schneidende Ablehnung unserer halbchristlichen Wohnheiten und unserer Seelengemütlichkeit“ anerkannt. Auch der Rezensent in „Christ und Welt“ (19. 3. 59) gesteht dem Verfasser zu: „Er hat mit seinen Attacken auf das Glaubensgehäuse des Christentums das wiedergegeben, was unter dem Mantel der konventionellen Frömmigkeit weitverbreitet ist.“

Das Motiv des Buches von Szczesny, die Forderung nach größerer weltanschaulicher Toleranz gegenüber den nichtgläubigen Mitmenschen und ihren Meinungen, hat bei einem Teil der Kritik lebhaftere Zustimmung gefunden. „Soweit diese Streitschrift ein ideologisches Mäntelchen herrschender Unterdrückung noch mehr zu zerfetzen hilft, ist sie uneingeschränkt gut“ („Die Zeit“, 5. 12. 58). Bei anderen hat dieses Motiv jedenfalls keinen Widerspruch gefunden. Widerspruch kam von sozialistischer Seite. In der Zeitschrift „Die neue Gesellschaft“ (Jhg. 6, Heft 2, März/April 1959) schrieb Adolf Arndt: „Szczesny spricht im Namen des ‚Normalmenschen unserer Tage‘. Aber wer gab diese Norm? ... Dächte dieser Normalmensch so, wie kann dann, nach Szczesnys eigener Klage

(215), die öffentliche Meinung — doch wohl der Normalmenschen? — als ein ‚kollektives Instrument zur Unterdrückung der Glaubens- und Gewissensfreiheit‘ wirken?“ Szczesny hat allerdings diese Paradoxie präzisiert. Er spricht nämlich in jenem Zusammenhang davon, daß „Einrichtungen und Organe“ unserer Gesellschaft bemüht sind, den Non-Konformisten das Wort abzuschneiden, daß also die institutionelle „öffentliche Meinung“ der in Wirklichkeit vorhandenen, aber latenten allgemeinen Meinung nicht mehr entspreche. Szczesny ist der Meinung, daß vieles, was von christlicher Seite unter dem Motto einer Wahrung der Rechte Gottes und der Kirche postuliert wird, tatsächlich der Wahrung und Befestigung von Machtpositionen dient.

Ein weiteres Moment in Szczesnys Schrift wird hervorgehoben in der Kritik der „Zeit“: „Von einem vorbildlichen Mut ist sie dadurch, daß sie es strikt ablehnt, sich auf jenes beliebte gentleman agreement zwischen Glauben und Wissen einzulassen, das mir sowohl für die Gläubigen als auch für die Gelehrten eine Beleidigung scheint.“ Dieser Bemerkung liegt ein heute weitverbreitetes Gefühl zugrunde: daß zwischen Glauben und Wissen, zwischen den Forderungen des Lebens und denen der Bergpredigt, zwischen Welt und Kirche nur eine Entscheidung, aber keine Harmonisierung möglich sei. Dadurch werden besonders die katholische Fundamental- und Moraltheologie und die christliche Politik und Sozialreform herausgefordert. Das Bemühen der Kirche, ihre Weltoffenheit zu erweisen, wird als Ärgernis oder Illusion empfunden. Szczesny bringt das hart und unmißverständlich vor, und deshalb mag das Urteil der „Deutschen Zeitung“ (25. 2. 1959) gerechtfertigt sein: „Wer die Streitschrift liest, wird sich den ‚Wahrheiten‘ unserer Zeit nähern, mag er nun den Agnostizismus verdammen, mag er ihm zustimmen oder mag er sich Goethes Meinung anschließen, das Unerschliche ruhig zu verehren.“

In den „Frankfurter Heften“ (Jhg. 14, Heft 1 und 2 — Januar und Februar 1959) hat Walter Dirks dem Buch von Szczesny eine sehr ausführliche und verständnisbereite Würdigung zuteil werden lassen. Darin macht er einige Bemerkungen über die gebotene Reaktion auf die Kritik nichtgläubiger Menschen an der Kirche und am Christentum. Wir müssen verstehen, so sagt er, daß die geläufige Unterscheidung zwischen dem „Göttlichen“ und dem „Menschlichen“ in der Kirche, die uns befähigt, alles Schwache oder gar Böse zu ertragen und wider alle menschliche Hoffnung zu hoffen, für einen Außenstehenden nicht nachvollziehbar ist; denn sie beruht ja auf dem Glauben. Wer nicht glaubt, der wertet Größe und Schwäche aus gleicher Distanz und sieht das Christentum als ein Ganzes. Dabei rückt die äußere, menschliche Seite besonders in den Blickpunkt. Wir müssen uns außerdem fragen, wie sich denn wohl die paulinische Botschaft erfüllen soll, daß die Religion des Kreuzes dem Andersgläubigen ein Ärgernis und dem Vernunftmenschen eine Torheit sein werde. Nicht also in der Kritik liegt die Zumutung, sondern bei denen, die es dem Ungläubigen übelnehmen, daß er nicht glaubt, „daß er zu leugnen wagt, was doch nach allgemeiner Ansicht alle glauben und gefälligst zu glauben haben“.

Optik des Christentums

Wie die christlich-kirchliche Wirklichkeit in ihren verschiedenen Aspekten sich dem Auge nichtgläubiger Men-

schen darbietet, davon gewinnt man einen Eindruck aus den Antworten einer Reihe von Schriftstellern auf die von Karlheinz Deschner veranstaltete Umfrage: „Was halten Sie vom Christentum?“ (München 1957, Paul List Verlag). Die meisten der Autoren (aber leider nicht alle), unter denen sich bekannte Persönlichkeiten der literarischen Welt befinden, haben sich um Objektivität bemüht, wenn viele von ihnen auch zu einem negativen Ergebnis gelangt sind. Der Herausgeber betrachtet diese Tatsache als repräsentativ für die Einstellung der Mehrheit der Intellektuellen gegenüber dem Christentum. „Das politische Klima ist nicht immer identisch mit dem geistigen“, schreibt er.

Religion im Dienst irdischer Interessen

Das politische Klima, die christliche Fassade unseres öffentlichen Lebens, die Bevorzugung der christlichen gegenüber anderen Weltanschauungen durch die politischen Instanzen, der Einfluß der Kirchen in der Gesellschaft erregen auch in diesem Buche mancherlei Ärgernis. Sowohl die Christen als auch die Kirchen werden beschuldigt, die Religion in den Dienst irdischer Interessen zu stellen. „Die Christen haben die Welt nicht überwunden, sie lassen sich auf sie ein und werden von ihr überwunden: Man ist nicht Christ, sondern gehört zum christlichen Lager“ (22). Die Christen mit ihrem Glauben exponieren sich nicht gegenüber der Welt, sondern konformieren sich ihr, und der Glaube oder, besser gesagt, die Konfessionszugehörigkeit dient zur Versicherung für das Diesseits und das Jenseits, wenn nicht gar zur Geschäftemacherei persönlicher oder politischer Art. Den Kirchen aber wird ein „totalitärer, listig mit dem Willen Gottes identifizierter Machtanspruch“ (91) unterstellt. Dabei geht es zunächst um das Bündnis mit dem Staat oder den herrschenden politischen Mächten. „Die Kirche ist für den Pakt mit Cäsar genauso lange, wie Cäsar für den Pakt mit der Kirche ist. Bricht er den Pakt, so wird jeder Mönch ein Freiheitskämpfer“ (133). Es fehlt nicht an Hinweisen auf Hitler, Mussolini, Franco und für das Gegenteil Tito. Wenn Kritiker sich selbst den Einwand machen, daß doch heute praktisch überall in der westlichen Welt Glaubensfreiheit gewährleistet wird, dann taucht sofort die mißtrauische Frage auf: „Ob das wirklich so ist?“ (136). Von den Rundfunkgottesdiensten über den Gotteslästerungsparagraphen bis zu den Kirchensteuern müssen alle öffentlichen Rechte der Kirchen zum Beweise dafür herhalten, daß die Gleichberechtigung der Weltanschauungen tatsächlich nicht existiere. Und dieser Versuch der Kirchen, „in dieser Welt Macht zu haben“ (132), führe heute wie eh und je „zu eben jener Erstarrung, gegen die Jesus antritt“.

Mit diesem Vorwurf gewährt die Polemik gegen die „Macht“ der Kirchen im öffentlichen Leben einen Einblick in die Tiefen ihrer Motive. Denn an und für sich ist es kaum zu begreifen, warum gerade den Kirchen das Streben nach öffentlichem Einfluß so übelgenommen wird, das doch zu den allerheiligsten Prinzipien der Demokratie gehört und von jedem Interessenverband selbstverständlich beansprucht wird. „Macht korrumpiert. Nur der Machtlose ist auf Seiten der Engel. Der einzige Mächtige, der auf Seiten der Engel steht, ist Gott selbst — Gott, nicht die Kirche“ (132). Eine Kirche, die sich durch Annahme von Unterstützung in die Abhängigkeit von weltlichen Mächten begibt, die außerdem die „infer-

nalische Regie“ des Appells an die Masseninstinkte, diese zweite moderne Methode des Machtstrebens, mitmacht, verrät ihre eigene Mission und Gott dazu. „Mit Christentum oder Religion hat das alles nichts mehr zu tun“ (31). Die Kirche hat den „Weg vom Christentum zur Observanzreligion“ (119) bis zum Ende durchschritten.

Observanzreligion?

Ein anderer Autor drückt es so aus: Die Kirche hat den Glauben in Gehorsam verwandelt. „Der in Gehorsam verwandelte christliche Glaube, seine besserwisserische, klerikale Alleinherrschaft waren mir immer fremd, ja ungreiflich... Die Orthodoxie ist geistiger Tod... Die Priester griffen nach der säkularen und spirituellen Welt-herrschaft“ (18). Ein anderer schreibt: „Dogmatiker sind mir physisch antipathisch, vermutlich wegen des Mangels an Menschlichkeit, der durch Dogmatismus verdeckt werden soll“ (26). Der „Dogmatismus“, der Anspruch der Kirche auf vollkommenen Gehorsam in Sachen des Glaubens und der Moral, stellt sich den Nichtgläubigen, wo nicht als nackter Wille zur Macht, doch wenigstens als „naiver christlicher Hochmut“ (27) dar, im ausschließlichen Besitz der Wahrheit zu sein. Die Berufung auf die Offenbarung Gottes in Jesus Christus wird nicht anerkannt. Denn den Offenbarungen, so meint einer der Autoren, dürfte ein Mensch, der auf der Höhe der Erkenntnis unserer Zeit steht, nur dann Glauben schenken, wenn er sie selbst erfahren hat, und zwar mit so großer Deutlichkeit, daß er sagen kann: Ich weiß es. „Mit einem: Ich glaube (mag dies selbst die gnadenhaftere Aussage sein) ist mir schlecht gedient“ (37). Ein Glaube, der die Autorität der Kirche mit dem Hinweis auf eine Offenbarung und die Tatsächlichkeit dieser Offenbarung mit dem Hinweis auf die Autorität der Kirche begründet, erscheint als *circulus vitiosus* oder, kurz gesagt, als „Illusion“ (109). Damit wird der Mensch in seinem Bestande gefährdet. „Der zur Freiheit aufgerufene Mensch der westlichen Welt unterwirft sich gehorsam dem christlichen Tabu. Damit zerstört er seine innere Sicherheit, seine Würde und Wahrhaftigkeit. Darf er dann noch hoffen, sich gegen totalitäre Erlösungslehren zu behaupten?“ (139).

Das Christentum und die Humanität

Daß das Christentum wegen seiner Berufung auf eine Offenbarung Gottes eine Illusion genannt wird, das kann man von Menschen, die an diese Offenbarung nicht glauben, kaum anders erwarten. Eine Auseinandersetzung darüber ist mit Erfolg nicht möglich. Sie wird aber notwendig, wenn die Behauptung aufgestellt wird, daß diese „Illusion“ den Menschen oder die Humanität bedroht; denn es würde sich dann um eine schädliche, ja um eine gemeingefährliche Illusion handeln, die zu bekämpfen und auszurotten eine humanitäre Aufgabe oder sogar Pflicht sein müßte. Und genau das meint eine ganze Reihe von Anklägern. In der klassischen Zeit antichristlicher Aufklärung pflegte man das Christentum entweder als eine Religion der Unterdrückten zu verstehen, wie Nietzsche es tat, oder als eine demagogische Religion von Unterdrückern, wie Marx und Engels es sahen. Urteile auf diesem Niveau sind auch in dem vorliegenden Buch noch enthalten. Aber sie beherrschen nicht mehr das Feld. Es handelt sich in der heutigen Auseinandersetzung mehr um die Frage, ob das Christentum mit seiner Dogmatik und Moral die Freiheit und Würde des Menschen und die

humane Kultur sichere oder bedrohe, fördere oder untergrabe. Eine für den gläubigen Christen unfaßbare und, man darf das wohl sagen, völlig unvermutete Fragestellung! Aber sie wird vorgetragen, und zwar keineswegs vereinzelt. Was uns als selbstverständlich erscheint, nämlich daß die Lehre Christi — wenn auch nicht die Realität ihrer Verwirklichung durch die Gläubigen — den Gipfel menschlicher Möglichkeiten darstelle, genau das wird bezweifelt, bestritten, in Grund und Boden verdammt.

Als Kriterium wird zunächst einmal angeführt, daß es der Kirche Christi nicht gelungen sei, die Menschheit zu bessern. Die Frage „Wie ist es möglich, daß 800 Millionen Christen diese Welt so wenig zu verändern vermögen, eine Welt des Terrors, der Unterdrückung, der Angst?“, ist ja nun auch für viele ernste Christen ein Gegenstand ihrer Gewissenerforschung (22). Aber es geht nicht nur darum, daß die Welt nicht besser geworden ist. Einer der Autoren schreibt mit Bezug auf Hitler: „Der Ansturm des schlechthin Außersittlichen überrannte die christliche Sittlichkeit der Masse wie ein Tank — ein schrecklicher Erweis, daß das Christentum kein Bollwerk für die allgemeine Sittlichkeit darstellt . . . Oder sollte ich sagen: ein Beweis, daß die Masse, jahrhundertelanger kirchlicher Beeinflussung zum Trotz, eben nicht christlich war? Auch das wäre ein Debakel“ (34).

Diese Tatsache, daß das Christentum oder die Christenheit immer wieder von den Mächten überrannt worden sind, ist ja wohl nicht zu bestreiten. Sie wird auch in den Augen der Gegner nicht entlastet durch das, was die christliche Apologie an sonstigen Verdiensten des Christentums um die Humanität vorzutragen pflegt. Die Fresken Michelangelos können nach ihrem Urteil das Bild des Scheiterhaufens der Jungfrau von Orléans und der übrigen nicht zudecken. Und so ist es mit allen Verdiensten, handle es sich um das Schulwesen, die Sklaverei, die Stellung der Frau und was sonst. Die kulturelle Leistung der Kirche ist in dem Urteil auch ihrer objektiven Gegner ambivalent, ihr Anteil am Werden der europäischen Kultur zwar anerkannt, aber mit vielen schweren Sünden befleckt.

Die Kritiker fragen nach der Ursache dieses Phänomens. Sie kommen, wenn man ihre Gedankengänge ein wenig vereinfacht, zu einem von zwei einander entgegengesetzten und doch dialektisch verbundenen Ergebnissen: Die christliche Moral ist in ihren Forderungen zu hoch geschraubt, oder die christliche Moral ist in ihren Forderungen zu armselig; in beiden Fällen aber ist sie unzulänglich und hat sich vor der Geschichte nicht bewährt.

Christliche Moral utopisch?

Die Ideale des Christentums, so sagen mehrere Autoren, sind groß und erhaben wie die Persönlichkeit seines Stifeters. Aber eben darum sind sie nur für eine Elite, ja nur für einzelne Menschen wirklich wegweisend. Die Masse mag sie theoretisch annehmen, pflichtgemäß übernehmen oder auch überzeugt bewundern, aber sie ist nicht imstande, sich praktisch zu ihnen aufzuschwingen oder sie auch nur zum Leitbild ihres Verhaltens zu machen. „Es hat immer wieder einzelne edle und aufrechte Christen gegeben, und es gibt sie auch heute . . . Ihre Zahl ist freilich gering“ (95). „Ein Christentum, das des Namens Jesu Christi wert wäre, ist und bleibt Erwerb und Privileg der Einzelseele, eine geistige Realität in der Zeit ist es nicht“ (36). „Unmöglich ist es — und auch dies beweist

die Geschichte —, eben diese Lehre zum Lebensideal von Menschen zu machen, denen die Wissenschaft das Gegenteil der Askese, nämlich eine durch nichts aufzuhaltende Bequemlichkeit des Daseins zu garantieren scheint“ (129). Ein gläubiger Mitarbeiter an diesem Buch, Hans Urs v. Balthasar, setzt dieser Resignation allerdings die Frage entgegen: „Was, es gibt ein menschliches Ideal, das der Menschheit zu schwer ist? Was, die Menschheit wird hinter sich zurückgehen, wird bescheidener werden und sich mit weniger begnügen? Würde ihr das ähnlich sehen?“ (80). Er zieht den Schluß, daß zwar keine historische Verwirklichung des christlichen Ideals dessen reine oder gar endgültige Darstellung sein könne, daß aber eine solche Forderung oder Voraussetzung, von der die oben erwähnten Gegner doch auszugehen scheinen, wenn sie behaupten, das christliche Ideal ließe sich nicht verwirklichen, daß eine solche Voraussetzung das Entscheidende am Christentum verkennt und damit auch seinen Beitrag zur Kultur. Im Innersten betrachtet ist das Christentum Gnade Gottes und (Anruf Gottes zur) Liebe. Beides läßt sich nicht verfügbar, sichtbar oder gar organisierbar machen. Aber man müßte doch wohl blind sein, wenn man die Spuren davon in der Geschichte nicht sähe!

Die Kritiker sehen nur das, was obenhin zu sehen ist: die träge, von Fäulnis befallene Masse der Christenheit, als die sie seit Menschengedenken vegetiert, ohne voranzukommen, geschweige denn die Menschheit voranzubringen. Es liegt daran, so sagen sie, daß die geistliche und geistige Führung, die Kirche also, ethische Ideale, „den Feuerbrand der Liebe“, den Jesus auf die Erde warf, verwandelt hat in kultische Observanzen. „Sie leitet die Übung der Religion in die Übung der Formen ab, und hierbei ist das Christentum zu kurz gekommen, ja vergessen worden“ (95). Aber, wenn sie schon dieser Meinung sind, warum lassen die Kritiker die Gläubigen nicht ruhig in ihren Observanzen leben und sterben, wie wir ja mit so vielen anderen Observanzen und Tabus leben und sterben? Warum ärgern sie sich so darüber? Die Antwort ist einfach: Weil religiöse Observanzen den Charakter verderben und die Humanität schädigen. „Eine Religion, die dank ihrer extremen Natur versagen muß, verdirbt die Gläubigen, statt sie zu erziehen, und verfolgt die Ungläubigen, statt sie zu überzeugen“ (17). Der Verfasser dieses Urteils sucht in aller Ausführlichkeit darzulegen, daß die christliche Dogmatik den Menschen einer (im griechischen Sinne) humanen sittlichen Anstrengung entweder enthebt, indem sie ihn auf den bequemen Ersatz durch kultische Übungen hinlenkt, oder sie ihm mit Zuckerbrot und Peitsche vergällt. Die Themen Erbsünde, stellvertretende Erlösung, Sündenvergebung und vor allem die christliche Eschatologie und fast ebenso die Schöpfungslehre, die auch uns Gläubige — wie wir bestehen müssen — erschreckenden und unlösbaren Probleme der Mysterien Gottes, müssen bei diesem und anderen Autoren herhalten, um zu demonstrieren, daß das Christentum nicht übernatürlich, sondern un- oder widernatürlich sei. Ein Beispiel: „Eine Welt mit einem Gott, der die Erlösung der von ihm selbst geschaffenen Geschöpfe von allerhand Leidens- und Leistungsprüfungen abhängig macht? — nein, das findet in meinem Innern keinen Widerhall und hat für mich noch nicht einmal den Verführungsreiz der Illusion“ (33). Der christlichen Offenbarung wird der Vorwurf gemacht, daß sie den Menschen wie mit Opium entnervt. „Gott legt keinerlei Wert

auf die Christen, er läßt sie laufen; es ist der Teufel, der sie am Schnürchen hält... Sie können's nicht schaffen, der zu sein, der sie gern wären: der Wohlgefälligste aller, und deshalb brabbeln und rodomontieren sie vor sich hin: Heiliger Geist, schaff du es!" (47).

Walter Dirks hat in seiner Kritik an Szczeny und Deschner dargelegt, warum die Blasphemien oder Frivolitäten nichtgläubiger Schriftsteller den nachdenkenden Christen nicht veranlassen sollen, an den Staatsanwalt zu telefonieren oder wenigstens das Buch in die Ecke zu werfen. Die Kritik gilt nämlich im Grunde gar nicht Gott oder dem Heiligen Geist, sie gilt uns! (Frankfurter Hefte Jhg. 14, Heft 1, Jan. 1959, S. 49).

Ihre Fragen sollten in die Gewissensforschung der Christen aufgenommen werden. Aber diese immer wieder notwendige religiös-ethische Reaktion bedarf einer theologischen Vertiefung. Die Geschichte, in die Kirche und einzelner Christ verwickelt sind, ist ein Kampf übernatürlicher Mächte — der Kräfte des Lichtes und der Finsternis. Dem Christentum und den Christen ist in diesem Kampf kein irdischer Sieg versprochen. Ihr Sieg liegt jenseits der Geschichte. Ihr Siegesweg geht durch Kreuz und Tod zur Auferstehung, wie es im Wege des Herrn vorgebildet ist. Daß das den Nichtgläubenden eine Torheit und ein Ärgernis ist, ist ebenfalls vorhergesagt. Es bleibt trotzdem bestehen, daß es gleichsam überflüssige Ärgernisse des Christentums gibt, verursacht durch Lauheit, Hochmut, falsche Selbstsicherheit und vor allem fehlende Liebe der Christen. Daß die Christen es allein nicht schaffen, ist die tiefste christliche Wahrheit, und das Gebet „Heiliger Geist, schaffe du es“, das der Kritiker als Gebrabbel und Rodomontage bezeichnet, ist der letzte Sinn alles christlichen Gebetes — sofern es keine flauere Ausrede ist. Das zu prüfen sollten wir das Gericht der ungläubigen Kritik sehr wohl zu Herzen nehmen, anstatt sie übelzunehmen. Denn der Glaube und das Leben des Christenmenschen sollte so beschaffen sein, daß er dem Gerichte Gottes vertraut, weil Gott allein gerecht ist und allein die Wahrheit über den Menschen und die Geschichte weiß.

Josef Bernhart, der als erfahrener Publizist seinen Beitrag zu diesem Buch wahrscheinlich nicht zur Verfügung gestellt hat, ohne zu wissen, in welcher Gesellschaft er sich befinden würde, hat den Sinn der Begegnung mit einer Kritik am Christentum, selbst wenn sie leichtfertig fragt: „Was halten Sie davon?“ wohl so verstanden, wie sie fruchtbar werden kann. Er schreibt am Schluß seines Aufsatzes: „Was ich vom Christentum halte? Daß es mich vor die Frage der Fragen stellt, was ER von mir halte“ (45).

Christentum: Idee und Wirklichkeit

Ein drittes Buch, das an den Kirchen und Christen Kritik übt, unterscheidet sich von den bisher genannten sowohl durch seine Intention als auch durch den Standpunkt der überwiegenden Mehrzahl seiner Autoren. Es handelt sich um die von Hans Jürgen Schultz herausgegebene „Kritik an der Kirche“ (Stuttgart, Kreuz-Verlag, und Olten/Freiburg i. Br., Walter-Verlag 1958), deren Beiträge zum größten Teil zuvor im Süddeutschen Rundfunk gesendet worden waren. In diesen Aufsätzen wird das Christentum weder feindselig angegriffen noch mit kalter Sachlichkeit gerichtet. Es besteht vielmehr der gute Wille, den Kirchen und den besorgten Christen, zu denen auch alle oder fast alle Autoren sich selber zählen, Hilfe

zur Selbsterkenntnis zu leisten. Hier wird also nicht die Offenbarung oder die Person und das Werk Christi in Frage gestellt, sondern ausschließlich das, was die Menschen früher und besonders heute daraus gemacht haben, um zu erkennen, was wir besser machen sollen. Ob der Rundfunk der rechte Ort und ob die gewählte Form für diese Aussprache die geeignete war, soll hier zunächst dahingestellt bleiben. Ein berechtigter Einwand gegen das Unternehmen sollte allerdings angemerkt werden: Daß nämlich bei einem aus Katholiken, Lutheranern, Reformierten zusammengesetzten Verfassersteam das Objekt der Kritik offensichtlich nicht ein und dasselbe sein kann, so daß der Titel „Kritik an der Kirche“ irreführend und nach katholischem Verständnis sogar unzulässig ist. Will man, so wurde ironisch übertreibend gefragt, eine neue Art „Una Sancta“-Bewegung auf der Grundlage gemeinsamer Kirchenkritik aufbauen? An sich sind solche kritische Überlegungen jedoch nicht ohne Nutzen oder Sinn. Einer der Autoren zitiert ein Wort von Lubac: „Nichts wäre den Gegnern lieber, als wenn die Kirche bliebe, was sie ist; sie würden ihr so respektvoll begegnen wie allen historischen Trümmern“ (67). Es geht den Kritikern aber nicht darum, die Ecclesia militans mit besseren Waffen auszurüsten. Ihre Sorgen gelten der zentralen Aufgabe der Kirche: zu retten, was verloren war.

Offensive — Defensiv

An vielen Stellen des Buches wird die Frage aufgeworfen, ob das Verhältnis zwischen den beiden Aspekten der kirchlichen Sendung: das Reich Gottes auszubreiten und das Reich des Teufels einzudämmen, wesensgemäß und zeitgemäß richtig konzipiert wird. Steht der erste Gesichtspunkt in der Mitte des Glaubensbewußtseins, dann wird der Geist hingebungsfreudiger, wagemutiger Offensive die Kirche beherrschen. Richten sich die Augen dagegen vornehmlich auf den zweiten, dann ist eine Haltung ängstlicher Defensiv unausbleiblich.

Der Leser dieses Buches gewinnt freilich den Eindruck, daß die Kritiker, die die Kirche des Defensivgeistes, des Mangels an Glaubensmut, wagender Hoffnung und hingabebereiter Liebe beschuldigen, die Seelsorgsaufgabe an den Gläubigen unterschätzen. Die Kirche hat ja das Reich Gottes nicht nur auszubreiten und zu allen Völkern zu tragen, sie hat nicht nur die von den Gassen und Zäunen hereinzurufen und sich der Zöllner und Sünder anzunehmen. Sie hat nicht nur die Offensive der Liebe zu führen. Ebenso ist ihr aufgetragen, das Ackerfeld Gottes zu kultivieren und seine Herde zu behüten. Das „arme Volk“, um das sie sich kümmern muß, befindet sich nicht nur am Rande und außerhalb, sondern auch mitten in ihrer Hürde. Es sind die „unmündigen Christen“, von denen in diesem Buche gelegentlich auch gesprochen wird (vgl. 147). Man könnte der Kritik den Vorwurf machen, daß sie von einer unbiblischen und unrealistischen, ja utopischen Voraussetzung her argumentiert, so, als wären die Christen aus ganz anderm Holz geschnitzt als die gewöhnlichen Menschen und als könnten die Hirten der Kirche mit einer Armee von Engeln in Menschengestalt auf die Eroberung der Welt für Christus ausziehen. Wenn man diese Voraussetzung nicht teilt, dann wird es schwierig, manche der nunmehr darzustellenden Gedanken in den Raum der Wirklichkeit zu übertragen. Es will so scheinen, als würde in der Kritik dieses Buches zuweilen denn doch zu sehr perfektionistisch verfahren. Ja, man

kann wohl sagen, so mitleidig sie gegen alle Welt ist, so erbarmungslos ist sie gegen die armen Teufel, die doch — ehrlich, wenn auch unvollkommen — noch gläubig und Christen sein möchten. Es wird nicht bedacht, daß die Kirche um dieser Art von Gläubigen willen — und gehören wir selbst nicht zu ihnen? — Zensuren und Zäune, Bastionen und Stellungen errichten und verteidigen muß, daß sie also auch defensiv sein muß.

Dieser Hinweis auf die Voraussetzungen eines großen Teils der im folgenden dargestellten Kritik erscheint notwendig. Aber er ist kein Grund, den Anruf zu überhören oder die Wahrheit zu übersehen, die uns vorgelegt wird. Sicher ist es ein erster Vorwurf an die Christenheit, daß sie zu wenig wage. Ein Autor fällt dazu folgendes Urteil: „Angst vor dem Fortschritt der Schöpfung, Angst vor der Zeit, Angst vor dem Wandel, vor der Veränderung ist vielleicht das wichtigste negative Kennzeichen unserer europäischen Kirchentümer seit dem sechzehnten Jahrhundert“ (36). Angst treibt den Ängstlichen immer in die Defensive. Defensive vollzieht sich in der Bildung von Bastionen, Igelstellungen und Blöcken. „Die Kirchen wollen Sicherheit . . . Geschichte aber ist Hingabe in den Wandel, in extreme Unsicherheit“ (39). Dietrich Bonhoeffer wird zitiert: „Unsere Kirche, die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein“ (19).

Der herrschende Defensivgeist, so will es scheinen, entschlüsselt manche Phänomene im kirchlichen Leben. Ein Autor charakterisiert die durchschnittliche Seelsorge als „Versorgung“ seelenzahlenmäßig erfaßter festliegender Gemeinden (94). Ähnlich äußert sich ein anderer, der von abgezaunten Gärten spricht, in denen man, vollauf mit sich selbst beschäftigt, Traditionen weiterführt (110). Mehrfach wird beklagt, daß von den Gemeinden, in denen jedermann doch die Kirche am unmittelbarsten erlebt, keine Anziehungskraft ausgeht, daß sie Abseitsstehenden, Zweifelnden, Suchenden, Ratlosen keine Heimat und keinen Halt zu bieten scheinen, so daß man in Nöten aller Art überall anderswo, aber nicht mehr bei der Kirche Zuflucht sucht. Die Kirche hat schwere Verluste im Bestand ihrer Mitglieder davontragen müssen, wenn es vielleicht auch übertrieben ist zu behaupten, sie habe ganze Stände oder Altersschichten verloren (77). Ist es aber wirklich beruhigend, diese Tatsache mit der Unverbindlichkeit, der Glaubensunwilligkeit und Glaubensunfähigkeit des modernen Menschen zu erklären, in einem Augenblick, da religiöse Bücher zu Bestsellern werden und offene kirchliche Veranstaltungen wie auch die Sekten hohes Interesse erregen? Wer ist schuld an der Reserve gegenüber der Kirche, „die zur religiösen Aufgeschlossenheit in einem so merkwürdigen Widerspruch steht“ (159/160)?

Es werden mancherlei Gründe genannt, die nicht auf seiten der Außenstehenden oder kirchlichen Randsiedler liegen, sondern in den Gemeinden selbst oder bei den Kernchristen. Da ist zunächst der Mangel an wirklicher Gemeinschaft zu beklagen. Der vorhin erwähnte Autor stellt das Parochialsystem als solches in Frage. Die territoriale Nachbarschaft der Gemeindeglieder, auf der es beruht, hat die soziale Bedeutung von ehemals verloren. Sie ist nicht mehr das prägende Element des Milieus, sie ist es höchstens noch im angestammten Bauerntum. Die

beruflichen oder durch die Freizeitgestaltung hergestellten Kontakte sind weit stärker.

Da aber das Pfarrsystem wohl kaum durch etwas Besseres zu ersetzen sein wird, bedarf es der Ergänzung und Auffrischung. Die Ergänzung durch Institutionen der Berufs-, Betriebs-, Standes-, Vereins- und Freizeitseelsorge wird von beiden Kirchen seit langem mit Energie betrieben. Ebenso wichtig aber erscheint den Autoren die Frage nach Stil und Form der Seelsorge, sowohl der pfarrlichen als auch der sozialen. Und das ist ein weites Feld.

Die „Wandlung des Gemeindelebens, die kommen muß“ (94), würde das verlorene Gemeinschaftserlebnis und -bewußtsein zu erneuern suchen müssen, sowohl unter den treuen als auch für die schwankenden Christen. Die Kirche müßte bewußtseinsmäßig aus einer geistlichen Behörde und Versorgungsanstalt wieder in eine Liebesgemeinschaft zurückverwandelt werden. Die — territoriale oder soziale — geistliche Kommunität, das gemeinsame geistliche Leben „in der unmittelbaren Zugehörigkeit zu allen heutigen Menschen“, Beten und Tun, das ist die „den Verhältnissen unseres Daseins gemäße Antwort der Christenheit“ (19).

Es braucht an dieser Stelle nicht im einzelnen wiedergegeben zu werden, was in dem Buch an Vorschlägen zur Reform des Gottesdienstes und der Predigt und zu anderen institutionellen Fragen vorgetragen worden ist. Wir suchen die dabei maßgebenden Gesichtspunkte herauszustellen.

Was unserer Zeit not tut und daher zur Aufgabe für die Kirchen in ihrer ganzen Seelsorge und deren Reformen wird, das ist ein anderer, ein neuer Typ des gläubigen und kirchlichen Christen. Er müßte das Gegenteil von dem darstellen, was an den Christen der Gegenwart und ihren Gemeinden bemängelt wird. Vom Defensivgeist wurde schon gesprochen. Er manifestiert sich nach Ansicht der Kritiker u. a. in folgenden Haltungen:

Geistlicher Individualismus und Egoismus

„In der revolutionären Epoche des Atomzeitalters ist die Individualistengemeinde des 19. Jahrhunderts ein Anachronismus. Der in ihr herrschende Erlösungsgegoismus hat niemals dem Geist Jesu Christi entsprochen. ‚Ein Christ rettet sich nie allein . . .‘, schreibt Georges Bernanos“ (29).

Geistlicher Hochmut

Er bekundet sich sowohl in der Selbsteinschätzung als auch im Urteil über „die Welt“. „Ohne Zweifel ist die christliche Erkenntnis und das Bekenntnis der eigenen Sünde ein Kernstück der christlichen Wahrheit überhaupt . . . Was bedeutet es aber, wenn dieses Kernstück zur bloßen Formel und Theorie wird . . . In der Realität gehört sich ein offenes Bekenntnis der eigenen Schuld und Sünde nicht . . . Nach außen wird nur unsere Klage über die schwere Schuld der anderen laut“ (227). Das gilt für den einzelnen Christen sowohl wie für den Tenor, in dem die Gemeinschaften von sich reden und denken. Mehrfach wird als Beispiel dafür die Selbstrechtfertigung in Sachen des Nationalsozialismus genannt. Wie ehrsame Bürger es zu tun pflegen, so meint dieser Autor, bekennt man sich pathetisch-liturgisch zur eigenen Schuld, solange man sich dabei nicht zu genieren braucht und davon Konsequenzen zu tragen hat. Es fehlt am Gefühl der Solidarität mit den Sündern in und außerhalb der eigenen Gemeinschaft.

Damit ist nicht nur die hochmütige Distanzierung von jenen gemeint. Es ist noch viel unheilvoller, daß man die „Vergesellschaftung der Sünde“ (190) nicht zur Kenntnis nimmt, die ein Zeichen unserer Zeit ist. „Früher waren die Sünden der einzelnen sehr groß in einer im wesentlichen intakten Ordnung des Lebens. Heute ist es umgekehrt: der einzelne ist vergleichsweise viel mehr intakt, während die Sünde universal ist. Der einzelne sündigt vor allem als Teil des Kollektivs, er sündigt gesellschaftliche Sünden. Der moderne Mensch ist durch diese Diskrepanz charakterisiert: privatim sympathisch und moralisch einwandfrei, ist er als Funktionär, als Kollektivwesen böse“ (31). Es werden zahlreiche Beispiele für diesen Sachverhalt angeführt, aus allen Bereichen des Lebens, von der sexuellen Laszivität bis zur Einstellung gegenüber der H-Bombe und der östlichen Welt.

Die Kehrseite des geistlichen Hochmuts ist das vorschnell verständnislose, vielfach aber auch harte und maßlose Urteil über die Welt und ihre Kinder. Ein Symptom davon ist die erstaunliche Geschicklichkeit, „zu allem etwas zu sagen . . .“ (26). „Es ist schauerlich, erschreckend, tagtäglich sehen zu müssen, wie schnell Theologen und Kirchenmänner mit Antworten zur Stelle sind“ (36). „Dieses Christentum kann großartig reden über ‚alles‘ — und weiß auf nichts eine Antwort. Seine tausend Antworten verschwimmen in einem Brei“ (45). Dem Selbstbewußtsein, über Lösungen zu verfügen, korrespondiert der Hochmut des Urteils über „die Säkularisierung und die säkularisierte Welt“ (27). Ein katholischer Theologe sagt dasselbe in überlegterer Formulierung: Indem die Kirche das Gericht über die Welt vollzieht, wozu sie gesendet ist, „liegt die Versuchung nahe, daß die also Richtende durch die Unvollkommenheit ihrer Glieder sich selbst überhebt, daß sie die weltlichen Ordnungen nicht mehr voll nimmt, daß sie nur noch Sünde und Zersetzung in ihnen sieht und daß schließlich in ihr sich ein unüberwindliches Ressentiment, wenn nicht gar eine ausgesprochene Verachtung der Welt ansetzt. Zu wenig froh und aufgeschlossen erscheinen den Menschen dann die Verkünder der Frohbotschaft“ (65). Selbstverständlich ist die Kirche, die sich im Besitz der Wahrheit weiß, befugt und gerufen, die Offenbarungsbotschaft auf die Situation anzuwenden. Gerade das wird von ihr gefordert. Aber „ist es nicht ein Trugschluß, man hätte die Wirklichkeit schon mit einer überzeugenden theologischen Formulierung neugewonnener Einsichten bewältigt“ (110)? Nicht die „Zuchtrute“, sondern das „mitsuchende und bevollmächtigte Wort“ (150) ist gefragt.

Auch das soviel beargwöhnte und geschmähte Machtstreben der Christen und Kirchen wird von diesem Standpunkt auf der *correctio fraterna* unterworfen. Die Mitarbeit der Kirche und ihrer Glieder an der Bewältigung der sozialen Probleme, und das heißt ja doch im gesamten öffentlichen Leben, ist unentbehrlich. Aber es muß eine Mitarbeit sein, „die nicht von volksmissionarischen Absichten, sondern allein von der Sache her bestimmt ist. Ohne sie verliert der Kampf der Kirche gegen Not und Sünde an Glaubwürdigkeit“ (193). Was dieser Autor „volksmissionarische Absicht“ nennt, erscheint anderen als Wille zur Behauptung gesellschaftlicher Macht. Als Grund und Maß für das Recht, das die Kirche in der Gesellschaft und ihren Institutionen legitim besitzt, wird jeweils die Funktion angesehen, die sie darin erfüllen kann, die sachliche Funktion, wohlgemerkt. Wie man sieht, steht die Frage nach

Maß und Grenzen der Autonomie der Kultursachgebiete weiterhin in der Diskussion. Aber wenn auch der Kirche von vielen ein Wächteramt, ja ein Richteramt zugestanden wird, so wäre es überheblich, wollten sich einzelne Christen diese Rolle anmaßen. Sie dürfen auf weltlichen Kulturgebieten nicht als Richter, sie können legitim nur als Partner auftreten, die mit „am Kreuz der Wirklichkeit hängen, an dem so viele Leidende, Opfernde, Versuchende und Versuchte hängen“ (40). Alles andere wäre geistlich-christlicher Hochmut.

Mangel an authentischem Glauben

„Schwund des Glaubens“ (25), „verschleierter Unglaube“ (74), so oder ähnlich lautet das Urteil, wenn das durchschnittliche Glaubensbewußtsein heutiger Christen werden wird mit dem Glauben, wie ihn das Neue Testament beschreibt. „Gott ist uns zu selbstverständlich geworden . . . Eine temperierte Gleichgültigkeit herrscht“ (32). Das Gottesbild, das wir im Herzen tragen, soweit sich unser Glaube nicht gar auf ein bloßes „Gedächtniswissen“ (75) reduzieren läßt, ist nicht nur verblaßt; es ist auch häufig verfälscht. Immer wieder begegnet man der Klage darüber, daß das Christentum sich aus einem „Glauben“ in eine „Religion“ verwandelt habe (vgl. 52 bis 61; 251—256). Der Sinn, der diesen beiden Begriffen unterlegt wird, ist dem katholischen Leser nicht ohne weiteres verständlich. Er entstammt der evangelischen bzw. jüdischen Gedankenwelt, hat aber auch für uns eine Bedeutung. Unter dem Begriff „Religion“ wird nämlich eine Geisteshaltung verstanden, die den unendlichen und darum unergründlichen Gott für sich zu beschlagnahmen sucht, wenn man so sagen darf. „Man möchte Gott anpassen, ihn einfügen in Vorstellungen und Lehren, ihn einfangen in ein unerschütterliches System. Das ist der Götzendienst der Kirche, von dem Jeremia sagt, er sei unendlich frevelhafter als alles Treiben der Heiden; denn es werde ständig die Herrlichkeit des unvergleichlichen, wahren Gottes in abgöttische Formen verwandelt“ (130). Diese Bemerkung eines nichtkatholischen Christen richtet sich zwar auch gegen die Fixierung der Offenbarung in Dogmen. Sie richtet sich aber in ihrer eigentlichen Intention gegen eine Geisteshaltung, die die Dogmen dazu mißbraucht, sich selbst gegen Gott abzusichern und die Beziehung zu ihm als einen „Handel auf Gegenseitigkeit“ (54) aufzuziehen. In diesem Mißverständnis sieht einer der Autoren, in einem übrigens sehr wertvollen Beitrag, den Kern des Irrglaubens der jüdischen Schriftgelehrten und Pharisäer, gegen den die Propheten unaufhörlich und vergeblich kämpften (vgl. 129—139). Ein Irrglaube, der keineswegs ausgestorben ist. Ein katholischer Dogmatiker weist auf ihn hin, wenn er darlegt, das katholische Christentum sei der Versuchung ausgesetzt, den Glauben, „die lebendige personale Urbeziehung zwischen Gott und Mensch“ (70) zu versachlichen. „Wo im übertriebenen Vertrauen auf den sakramentalen Vollzug als solchen die persönliche Disposition gering geachtet wird, ist die schiefe Ebene zur Magie hin faktisch schon betreten“ (70). Der Mensch als leibliches Wesen ist zwar auch im religiösen Bereich auf die Inkarnation des Geistigen angewiesen und hingewiesen. Aber damit ist die Gefahr verbunden, daß er in seiner Religion „am Leibhaften und Äußerlichen der Gesetzeserfüllung“ (71) hängenbleibt. „Er setzt dann auf die äußere Ableistung der Zeremonien ein blindes und törichtes Vertrauen, als liege darin Summe

und Gipfel des christlichen Lebens“ (71). An die Kirche wird die Frage gerichtet, ob sie nicht bisweilen diesem Mißverständnis zu duldsam entgegenkomme, womit natürlich nicht die Lehre, sondern die Praxis der Seelsorge angesprochen wird.

Authentischer christlicher Glaube ist „Engagement“. Und, so wird behauptet, der (Durchschnitts-)Christ (von heute) „engagiert sich nicht. Und wenn er sich engagiert, dann engagiert er sich ‚falsch‘, ‚verkehrt‘: für den weiteren Ausbau seiner ‚Mauerkirche‘“ (37). Mehrere Autoren gehen so weit, daß sie in diesem Zusammenhang von einer „Vergötzung der Kirche“ (133) sprechen oder doch so denken, daß dieser Ausdruck angemessen wäre (vgl. 164). Walter Dirks, der sich in seinem Beitrag hauptsächlich mit dem Verhältnis der Laien zum Klerus beschäftigt, hebt einen besonderen, für das katholische Glaubensleben bezeichnenden Gesichtspunkt dieser Versuchung hervor, wenn er fragt, ob nicht bei uns die alleinige Vaterschaft Gottes zum Tabu wird, wenn „man im Papst, im Bischof, im Priester nicht den Stellvertreter Christi, des Sohnes, sondern den Stellvertreter des Vaters sieht“ (149). Als eine besondere Ausdrucksweise der Versachlichung unserer Beziehung zu Gott wird mehrfach die Sentimentalität beklagt, in der sich das religiöse und gottesdienstliche Leben weithin selbst gefällt (vgl. 29, 76). Man habe sich, so meint ein Autor, einen „kleinen Gott“ (40) nach dem Maß des eigenen kleinen menschlichen Formates geschaffen und so Gott unglaubwürdig gemacht.

Wenn die Kirche daran eine Mitschuld trägt, dann ist sie darin zu sehen, daß sie sich „auf Minimalforderungen zurückgezogen hat“ (23). „Das Unbehagen der vielen Enttäuschten rührt wahrscheinlich daher, daß sie nichts Außergewöhnliches mehr von der Kirche erwarten, kein Wunder, nur noch klug abgewogene Kommunikés. Es herrscht bei aller wohlorganisierten Betriebsamkeit unter den Kirchenchristen selbst eine gleichgültige Erwartungslosigkeit, eine zumeist schmerzlose Resignation“ (22 bis 23).

Wir stellen uns zwar vorgeblich unter das Wort Gottes. „Aber dieses Wort ist überwiegend ein gepredigtes und kein gelebtes, leibhaftes Wort“ (25). Es wird die Frage gestellt, ob nicht die christliche Verkündigung sich das Verständnis der Schrift zu leicht mache. „Das Wort Gottes ist nicht eine unveränderliche, zu jeder Zeit und in jeder Lage gleichermaßen gültige Formulierung einer Satzung oder eines Katechismus oder sogar einer Bibel, sondern es wird erst zum Wort Gottes, indem es ausgelegt, aktualisiert, aneignungsfähig gemacht wird. Dieser Lebendigkeit wegen kann sich Verkündigung niemals in der Reprise erschöpfen“ (155; vgl. 42, 68, 97, 129, 173, 181). Wenn die Kirche als unmodern und nicht mehr zeitgemäß und die Distanz zwischen ihrem Stil und dem Lebensgefühl unserer Zeit als schwer oder gar unüberwindlich empfunden wird, so liegt der Grund für diese Malaise darin, daß die Verkündigung bisweilen den Eindruck erweckt, als habe man „von der seelischen Struktur des heutigen Menschen keine oder eine recht unzutreffende Vorstellung“ (207). „Es gibt heute weder im katholischen noch im protestantischen Raum . . . ein vitales und spirituelles glaubwürdiges Bild des Menschen, der Gesellschaft, der Wirklichkeit, das angestrebt und mit Einsatz der ganzen Person und aller zur Verfügung stehenden Kräfte geschaffen wird“ (46). Ein Autor meint, die Verkündigung finde deswegen so wenig Widerhall, weil die

Hörer ihr gegenüber das hoffnungslose Gefühl der Ohnmacht haben. „Hat es noch Sinn, den Berufsmenschen unserer Zeit, dessen Leben in Arbeit und Freizeit, in Familie und Geselligkeit nahezu genormt ist, in der Predigt so zu behandeln, als stünde er dauernd vor lauter Entscheidungen und als hinge die Gesundheit seines Daseins im wesentlichen von seinen eigenen Entschlüssen ab?“ (92).

Allenthalben in diesem Buch ist ein Unbehagen darüber zu spüren, daß wir Christen unsere Glaubensschwäche, Ratlosigkeit und „Sprachlosigkeit“ (vgl. 154) zu verbergen suchen durch hektische Betriebsamkeit, Überzüchtung des kirchlichen Apparates, forcierte Fortschrittlichkeit der Methoden und des Gehabens, durch Kompromißbereitschaft und eine Art von „Mitläufertum“ (33). Zweimal wird ein „unverschämtes“ Wort von Tucholsky zitiert: „Was an der Haltung beider Kirchen auffällt, ist ihre heraushängende Zunge. Atemlos jappend, laufen sie hinter der Zeit her, auf daß ihnen ja niemand entwische. Wir auch, wir auch! Nicht mehr wie vor Jahrhunderten: Wir! — Sozialismus? Wir auch. Jugendbewegung? Wir auch. Sport? Wir auch. Diese Kirchen schaffen nichts, sie wandeln das von anderen Geschaffene, das bei anderen entwickelte in Elemente um, die ihnen nützlich sein können“ (152, 105). Aber „organisatorischer Aufwand und Öffentlichkeitsanspruch verhalten sich umgekehrt proportional zu missionarischer Potenz“ (151—152). Die äußerlich erfolgreichen, ja oft imponierenden Kundgebungen und Selbstbezeugungen der Christen sind nicht „geschichtsmächtig“, nicht „wurzelhaft eingreifend in den Wandel der Zeit und der Verhältnisse“ (34).

Mangel an Hoffnung

Der Bläßgesichtigkeit und Schwindsüchtigkeit des Glaubens entspricht die Kurzatmigkeit des Gottvertrauens, der Hoffnung und Erwartung beim Durchschnitt der Christen. „Das Lebensgefühl der Christen im Neuen Testament war von der Zuversicht geprägt, daß der Herr des Glaubens, Christus, früher oder später, aber lieber früher, kommen wird, um die Toten und die Lebendigen zu richten, um dieses ganze verworrene Leben nachträglich in Ordnung zu bringen und ein neues Leben zu beginnen. Alle Gegenwart hatte ihren Platz in diesem Spannungsbogen“ (218). Trifft das auch heute zu oder nicht vielmehr das Gegenteil? „Die Zukunft ist für uns etwas geworden, was möglichst auf sich warten lassen soll, und wir empfinden es kaum als Trost, wenn ein Buchtitel behauptet, daß sie schon begonnen habe“ (217). Der Mangel an Hoffnung und Vertrauen zieht den Mangel an Wagemut unvermeidlich nach sich. Statt auf Gott verläßt man sich auf menschliche Sicherungen aller Art und wägt die Chancen von Erfolg und Mißerfolg sorgfältig ab. Es ist wenig Kühnheit und Größe im Glauben zu bemerken.

Mangel an Liebe

Der schmerzlichste unter allen Vorwürfen gegen das Christentum unserer Tage liegt in der Behauptung, daß es nicht mehr oder doch nicht mehr genügend vom Geist der Liebe beseelt werde. „Das große, das eschatologische, vorhergesagte Schrecknis, schlimmer als alle angesagten Kämpfe und Ungeheuer: das Erkalten der Liebe in der Kirche, in ihren großen Organisationen, in den Orden,

zwischen Priester und Volk, in den Familien, die sich noch christlich nennen, das Auflösen der inneren Einheit, nachdem die äußere Einheit der Christenheit längst zertrümmert ist“ (106).

Friedrich Heer sieht hierin den eigentlichen und tiefsten Grund dafür, daß die Christen, insbesondere die europäischen Christen, unserer Welt gegenüber versagen. Die „Welt“ wird dabei sowohl im Sinne kultureller als auch geographischer Einheit verstanden. Die Voraussetzung dafür, daß man die Welt rettet und zu ihrem Heil hinführt, so sagt er (34—51), besteht darin, daß man sich vorbehaltlos an sie hingibt. Und hier eben wird der Mangel an Liebe in krasser Weise sichtbar. „Es fehlt, theologisch und seelisch, unseren Christentümern und Kirchen das frohe Bewußtsein, Diener aller Menschen zu sein. Es fehlt die Demut, der Dienst-Mut der ganzen Wirklichkeit gegenüber. Dies wird heute besonders eindringlich sichtbar, da wir Christen uns diese Demut, diese ‚Offenheit‘ (ein Modewort, wie ‚Anliegen‘ und andere) gerne einreden möchten“ (46). „Wie aber soll ein Christ glaubwürdig auftreten als Bote der Gnade, wenn er sich selbst so ungnädig verhält“ (44)? Wie soll das Christentum, wenn es sich lieblos zeigt, die Völker Asiens und Afrikas gewinnen oder auch nur beeindrucken, was doch wohl die große Aufgabe unserer Zeitstunde ist? Der Mangel an wirklicher Liebe und Hingabe ist es auch, nach Ansicht des Dogmatikers Alfons Auer, der „die auf die Welt ausgreifende Bewegung der Kirche um alle Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit“ (64) bringen könnte.

Kritik an den Kritikern

Die Liste der kritisierten Phänomene, die hier aus dem Buche zusammengestellt und in einen gewissen Zusammenhang gebracht worden sind, ist lang und von verwirrender Vielfalt. Verwirrend deshalb, weil die Kritiken in manchem widersprüchlich sind, ferner auch in ihrem Gewicht und der (oft ungeprüft behaupteten) Allgemeinheit ihrer Geltung unterschiedlich sind: strukturelle Kritik mischt sich mit der Kritik an Einzelphänomenen, Kritik an der geschichtlichen Entwicklung mit der am intellektuellen oder moralischen Versagen einzelner oder einzelner Schichten und Kreise (welche beiden Dinge natürlich im Zusammenhang stehen, aber im Modus der Zurechnung Unterschiede fordern, die zu oft nicht gemacht werden), wirkliche Einsichten mischen sich mit manchen Ressentiments und sehr persönlichen Meinungen, die aber als sichere Grundlage der Kritik vorgetragen werden. Abgesehen von dem wesentlichen Einwand, den wir eingangs erwähnten, daß nämlich das Objekt der Kritik nicht für alle Beiträger ein und dasselbe ist, sind auch ihre Adressaten, die ja nicht immer dieselben sein können, jeweils nicht klar unterschieden: Wer sind die Kirche und die Christen, die zitiert werden: die Lenker und Hirten der Kirche, die Führer des christlichen Volkes, dies christliche Volk selber oder bestimmte Schichten innerhalb dieses christlichen Volkes? Zweifellos kann man sagen, daß die Kritik an einem so vielschichtigen Phänomen, wie es der Zustand der Kirche oder der Christenheit heute ist, überhaupt nicht ohne bestimmte Verallgemeinerungen auskomme und auf die Intelligenz und den guten Willen der Hörer bzw. Leser vertrauen müsse, daß sie die notwendigen Differenzierungen selbst einführen. Die Herder-Korrespondenz macht in diesem ihrem Bericht, der die kritischen Argumente zunächst ungeprüft vorlegt, ja die

selbe Voraussetzung, weil sie meint, daß diese Kritiken in der rechten Haltung und mit dem rechten unterscheidenden Verständnis aufgenommen, dienlich und lehrreich sein können.

Unser Bericht nimmt weiter an, daß die beteiligten Autoren der „Kritik an der Kirche“ von einer wirklichen Sorge um den Zustand von Kirche und Christenheit beseelt sind. Sie ist manchmal eine eifernde Sorge, die bei einigen von ihnen das Gefühl hinterläßt, daß ihr Eifern eben das übertönt, was ihnen in der heutigen Christenheit zu fehlen scheint: die mitmenschliche Offenheit gegen die Kritisierten (bei denen sie fast nur mangelnde Einsicht, Intelligenz oder gar mangelnden guten Willen, dafür aber Befangenheit in Angst, Sicherheits- und Selbstbehauptungskomplexe vermuten), wie auch die herzliche Liebe zu der artikulationsunfähigen, in konventionellen Formen verbleibenden Masse der Durchschnittschristen. Darauf wurde schon im Anfang (S. 592) hingewiesen. Auch kommt es vor, daß sehr kontroverse Standpunkte zu Gegenwartsfragen als die einzig christlich möglichen behauptet und die Kritik von dort aus in massiver Weise vorgetragen wird. Angesichts der Äußerungen, die der Kirche rundweg eine zutreffende Vorstellung von der seelischen Struktur des heutigen Menschen oder ein glaubwürdiges Bild der Wirklichkeit absprechen (wie sie auf S. 595 dieses Berichtes zitiert sind), regt sich der Zweifel, ob ihre Verfasser wirklich eine eingehende Kenntnis der Bemühungen innerhalb der Kirche und Christenheit um ein solches Bild haben — sonst müßten solche Urteile doch wohl sehr viel differenzierter ausfallen. Den Wert dieser Bemühungen nach ihrer aktuellen Wirksamkeit zu beurteilen (wie es z. B. S. 34 geschieht) ist ein Mißverständnis des Wesens des Geistes, wie er sich im Worte ausdrückt, und der Freiheit des Menschen. Überhaupt kann die Zulänglichkeit des Erfahrungsbereiches, aus dem gesprochen wird, manchmal bezweifelt werden. Es ist die Gefahr aller „eifernden“ Kritik, daß sie sich von dem Verdacht der Rechthaberei wie auch der Lieblosigkeit gegenüber den Andersdenkenden wie den Schwächeren nicht freihalten kann. Viele Äußerungen des Buches sind davon nicht frei.

Das soll keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit und Redlichkeit der Sorge der Kritiker andeuten. Aber es scheint, daß sich die Haltungen, die sie fordern, auch bei ihnen nicht ganz ins Existentielle verwandelt haben, jedenfalls nicht alle ihre Äußerungen durchdrungen haben.

Auch hindern solche Mängel letzter menschlicher Glaubwürdigkeit einiger der Beiträge des Buches nicht, daß es Wahres und auf jeden Fall höchst Beherzigenswertes enthält. Der Herausgeber antwortet auf den Vorhalt solcher Mängel, daß bei der Vielzahl der Beiträger, bei der Ungleichartigkeit des Gewichtes ihrer Äußerungen die letzte Sorgfalt für die Stichhaltigkeit und gar für die absolute Glaubwürdigkeit aller vorgebrachten kritischen Äußerungen nicht angestrebt werden konnte. Eine solche Antwort ist bei einem solchen Aufmarsch von Kritikern, bei dem Anspruch, den sie erheben, und bei dem Ernste und der Verantwortlichkeit eines solchen Unternehmens jedoch nicht hinreichend.

Trotzdem wäre nichts verfehler, als das Buch völlig zu verwerfen. Dafür steckt doch zu viel Liebe und zu viel echtes Engagement darin. Es verdient die — wenn auch kritische — Anteilnahme aller, die sich um Kirche und Christenheit in unserer Zeit Sorge machen.